

Ein Heimweh nach dem Traurigsein

Das Artemis-Quartett hat sich halbiert und neu sortiert. Jetzt ist das erste Album in der neuen Besetzung da. Es bringt Werke von Franz Schubert und den Beweis: Operation geglückt, Quartett lebt.

Wenn alles Instrumentale den Menschengesang nachahmt - ein vorromantischer Gedanke, der allerdings bei Schubert am nächsten liegt; wenn man also beispielsweise das Streichquartett mit einem Vokalquartett vergleicht, dann stellt man erstaunt fest, wie überraschend hoch, hell und freundlich diese ernste Kammermusikgattung doch angelegt ist: zwei Soprane, ein Alt, ein Bariton. Fehlt der Bass.

Das müssen noch die letzten Reste der Eierschalen sein. Historisch entstanden ist das bürgerliche Streichquartett ja aus dem höfischen Divertimento. Erweitert wiederum zum Quintett, konnte später alles Mögliche dazukommen: ein Klavier, eine Klarinette, am häufigsten die zweite Bratsche. Bei Schubert, mit seinem Hang zur Tiefe - von "Todesmusik" sprach gar Heinrich Poos, in bezug auf das Lied D 758 -, war es dann ein Kontrabass wie im Forellenquintett oder aber das zweite Cello, wie im nachgelassenen Quintett C-Dur D 956.

Dieses Streichquintett, das Franz Schubert wenige Wochen vor seinem Tod vollendet hatte, sprengt, obgleich äußerlich vorbildlich klassisch geformt in allen vier Sätzen, innerlich die Parameter des musikalischen Denkens jener Zeit. Es wurde erst eine Generation später überhaupt zur Kenntnis genommen. Der Verleger Probst, dem Schubert das Werk noch im Oktober 1828 anbot, wollte es nicht haben. Der Verleger Diabelli, der es dem Bruder Ferdinand Schubert aus dem Nachlass abkaufte, legte es ratlos in die Schublade. 1853 wurde es zufällig dort gefunden, gedruckt und uraufgeführt. Die abgedunkelte Klangfülle, die neuartige, harmonisch-dynamische Verdichtung der Satzstruktur führten dazu, dass man dieses C-Dur-Quintett eine Zeitlang tatsächlich für den (verunglückten) Entwurf einer Symphonie gehalten hat. Aber heute ist es einer der Himalajagipfel der Kammermusikliteratur. Ihn zu besteigen, erträumt sich jedes Quartett, immer auf der Suche nach dem richtigen Zusatz-Cellisten.

Die Impresaria Sonia Simmenauer, die selbst gar nicht Quartett spielt, aber als Agentin seit Jahren mit den besten Quartettformationen der Gegenwart handelt, erzählt in ihrem zauberhaften, kürzlich im Berenberg-Verlag veröffentlichten Buch "Muss es sein? - Leben im Quartett" folgende schöne Geschichte: Das Guarneri-Quartett habe vor vier Jahren just dieses späte Schubert-Werk "sozusagen als Stabübergabe" benützt, als der langjährige Cellist David Soyer sich nach siebenunddreißig Jahren aus dem Quartett zurückziehen wollte. Nachfolger sollte sein Schüler Peter Wiley werden. Also setzten die Guarneris immer wieder Schuberts C-Dur-

Quintett aufs Programm, so dass beide Cellisten dabei sein, das "neue" mit dem "alten" Guarneri-Quartett optimal zusammenwachsen konnte. Eine geniale Lösung. Denn es ist keineswegs Überempfindlichkeit, wenn gerade Streichquartette jeden Besetzungswechsel fürchten wie Pest und Tod. Bei frischgegründeten Formationen kann so etwas noch als Wachstumsschmerz weggesteckt werden. Langjährig gewachsene aber geraten in Krisen, die dann oft genug dazu führen, dass man ganz auseinandergeht.

Das Artemis-Quartett, ebenfalls aus dem Simmenauer-Stall, präsentiert sich auf seinem neuesten Album just mit diesem Schubertschen C-Dur-Quintett. Gerade hat es ein unglaubliches Bäumchenwechselfisch frisch hinter sich. Hier ist der Cellist Eckart Runge geblieben. Außer ihm: Natalia Prischepenko an der ersten Violine. Das Artemis-Quartett hat sich also in der vorigen Saison quasi halbiert.

Gegangen sind, aus gesundheitlichen und familiären Gründen, Heime Müller (der sich mit Prischepenko als Primarius abgewechselt hatte) und der Bratscher Volker Jacobsen. Nicht siebenunddreißig, aber immerhin vierzehn Jahre hatten die vier in dieser Besetzung zusammengespielt. Und sich, nach einer Serie gewonnener Wettbewerbe Mitte der neunziger Jahre, an die Spitze der Weltbesten emporgearbeitet, mit einer an Perfektionismus grenzenden Sorgfalt und einer Gesanglichkeit und Hitze, Besonnenheit und Beseeltheit, die zuverlässig alle vier erfasste und immer wieder zu beispiellos strukturklaren und lebendigen Interpretationen führte (sei es im Konzert, sei es bei den Plattenproduktionen). Man kann ohne Übertreibung sagen: Alles, was die Artemisianer taten, taten sie goldrichtig. Es wohnte ein guter Geist in diesem Ensemble. Umso größer der Trennungsschock. Und dann, noch größer, das Wunder, als Prischepenko und Runge mit derselben Besonnenheit, mit der sie Musik machen, mitten im Prozess der Trennung und noch auf gemeinsamer Tournee in alter Besetzung befindlich, "ihr" Artemis-Quartett noch einmal neu erfanden.

Ob man miteinander kann, das hat ohnehin nichts mit Chemie zu tun oder mit Magie, es ist, sagt Runge, vor allem "knochenharte Arbeit", die "Spaß machen muss" obendrein. Die Geschichte, wie sich die beiden auf die Suche machten und innerhalb kürzester Zeit unter Dutzenden von Bewerbern wünschelrutengängermäßig die zwei Richtigen erwischten, ist ein Krimi, den man sich am besten von ihnen selbst erzählen lassen muss. Den einen fanden sie, der andere fand sie. Bereits der erste öffentliche Auftritt mit dem Bratscher Friedemann Weigle und dem Geiger Gregor Sigl im Sommer letzten Jahres in Salzburg bewies, dass der gute Geist wohnen blieb.

Das neue Artemis-Quartett verblüffte auf Anhieb mit der gleichen

beredten Klangfülle und transparenten Perfektion wie das alte (F.A.Z. vom 25. August 2007). Es spielte, unter anderen, Schubert. Und zwar, gemeinsam mit dem Cellisten Truls Mørk als Gast, auch das C-Dur-Quintett, das jetzt im Zentrum des ersten "neuen", im Studio produzierten Albums steht.

Mørk fügt sich famos ins Klangbild. Genial gelöst etwa der Aufbau der dynamischen Steigerung zu Beginn des pausendurchwehten Adagios, wenn sich melodisch zunächst fast gar nichts bewegt und nur immer wieder der harmonische Bezugsrahmen verruscht: ein Stadium gletscherhafter Erstarrung, die erst langsam aufgetaut wird und sich auflöst in reinen, süßen Gesang, befestigt gar von einer ordentlichen heimatversprechenden Es-Dur-Kadenz. Wie danach das (schon ungarisch anmutende) f-Moll-Thema losbricht, das ist an Feurigkeit sonst noch in keiner Vergleichsaufnahme zu hören gewesen. Und den im schnellen Presto-Scherzo drauflosfedernden Dreivierteltakt mit seinen derben Synkopen spielen Artemis-Quartett und Mørk wie auf dem Tanzboden der Wiener Vorstadt: diesseitig und derb, ein bisschen grobianisch sogar in seiner aufgeknöpften Lustigkeit, damit sich das in die tiefen Unterwelt-Register von Bratsche und Celli hinuntersteigende, feierliche Trio dann umso düsterer davon abheben kann.

Immer sind eine Portion Wiener Schmah und ein Bordunton von Todestraurigkeit mit eingewoben in diese Musik. Die Interpreten wissen darum und zeigen es. Auch im letzten Satz, dem ungarischen Tanzboden-Rondo taucht zwischendurch das Heimweh nach dem Traurigsein auf. Gekoppelt haben die Artemisianer dieses innovative späte Meisterstück Schuberts mit einem Dokument des Scheiterns: dem 1820 mitten im zweiten Satz abgebrochenen Versuch, ein wildes, von Kontrasten geprägtes c-Moll-Quartett zu schreiben, das Beethovens Vorbild nacheifert. Es blieb Fragment. In Takt 41 des Andantesatzes bricht der Gesang ab. Erst verstummen Bratsche und Cello, dann erlischt in der Höhe die letzte Geigenfigur. Eleonore Büning

Franz Schubert, Streichquartett c-Moll D.703; Streichquintett C-Dur D.956. Artemis Quartett

(Natalia Prischepenko, Gregor Sigl, Friedemann Weigle, Eckart Runge), Truls Mork. Virgin 502113 (EMI)